

O ORIENTIERUNG

Nr. 11 55. Jahrgang Zürich, 15. Juni 1991

«DAS ABER HABE ich gegen Dich», läßt der Verfasser der Apokalypse den Engel zur Gemeinde von Ephesus sagen: «Das aber habe ich gegen Dich, daß Du die erste Liebe nicht mehr hast.» Wer die erste Liebe nicht hat, beginnt zu unterlassen, bleibt hinter dem zurück, zu dem er gerufen ist.» In den Tagen, nachdem ich die Nachricht vom Tode von *Walter Dirks* (30. Mai 1991) erhalten hatte, habe ich mich an diese Sätze von ihm erinnert und sie wieder nachgelesen. Und wie 1981, als ich zum ersten Mal auf sie stieß, klangen sie mir gleichzeitig vertraut und beunruhigend.¹ Sie haben in mir die Erinnerung an seine Stimme wachgerufen; eine Stimme, die in ihrer Ruhe und Verhaltenheit vom Gesprächspartner die Konzentration auf die Sache einforderte, ihn nicht gefangen nahm, sondern zu Widerspruch und eigenständigem Sprechen frei ließ.

Die nie aufgekündigte «erste Liebe» von *Walter Dirks* – das war nicht nur seine Fähigkeit zu Freundschaft mit den ihm nahestehenden Menschen. Sie bestimmte ihn auch, wenn er den analytischen Blick auf existentielle und politische Konstellationen lenkte, wenn er in der Versenkung

Walter Dirks (1901–1991)

in die genaue Arbeit am Begriff und in die differenzierte Beschreibung historischer Ereignisse die rück- und vorausschauende Zusammenschau der Vorgänge wagte: in der historischen Aktualität suchte er die Handlungsmöglichkeiten und die Subjekte für eine verändernde intellektuelle wie politische Praxis zu erkennen. Die Konsequenzen so erarbeiteter Einsichten hat er sich und andern auch zugeeignet.

Aus diesem Grund wage ich *Walter Dirks* einen *kritischen Theoretiker* zu nennen. Seine Veröffentlichungen, von denen eine in Zusammenarbeit mit ihm erstellte Auswahl kürzlich abgeschlossen wurde, sind mehr als *Zeitdokumente*.² Mit ihrem Anspruch zu erkennen, «was ist» und «was not tut», stellen sie sich in die Tradition kritischen Denkens, wie es sich aus

der Geschichte bürgerlicher Emanzipation und sozialistischer Arbeiterbewegung geformt hat. Er hat sich zu ihr nicht nur als einer Denktradition bekannt, sondern er suchte während seines langen Lebens das solidarische und produktive Bündnis mit ihren Trägern. Dabei verstand er sich als ein Christ, der als nachdenklicher Leser der Bibel und theologischer Fachliteratur, als Weggenosse christlicher Gemeinden die Bekehrung der Kirchen zu den aktuellen Herausforderungen der Menschheit verlangte. Er hatte dabei den Mut, seiner Glaubensüberzeugung eine Sprache zu geben, die aus dem Ghetto der Christenheit führte. Darin galt ihm nicht die Sicherung eines «christlichen Besitzstandes, sondern die christliche Solidarität mit dem Armen, dem Benachteiligten, dem Nichtchristen»³ als Maßstab. Damit hat *Walter Dirks* ein Modell *politischer Theologie* in die theologische Debatte geworfen und ihr damit als ständige Herausforderung hinterlassen, die prophetische Seite von Praxis und Botschaft Jesu immer wieder neu zu gewinnen. Bis zum Ende seines Lebens blieb er jungen Theologen ein anregender Gesprächspartner.⁴

Ich vermisse *Walter Dirks* sehr. Der Versuch, mir seine Stimme, sein Gesicht zu vergegenwärtigen, stellt mich jedesmal vor die vom Engel der Apokalypse der Gemeinde von Ephesus eingeklagte Mahnung.

Nikolaus Klein

¹ *W. Dirks*, Traurigkeit und Trägheit, in: *R. Walter* (Hrsg.), *Literarische Fastenpredigten über die Laster in unserer Zeit*. Freiburg-Heidelberg 1981, S. 104–118, hier 115.

² *W. Dirks*, *Gesammelte Schriften*. 8 Bände, hrsg. von *F. Boll*, *U. Bröckling* und *K. Prümm*. Zürich 1987–1991; vgl. dazu die Besprechungen in: *Orientierung* 52 (1988), S. 67ff. (*W. Schroeder*) und 55 (1991), S. 78ff. (*H. R. Schlette*) und S. 80–83 (*K. E. Lönne*).

³ *W. Dirks*, *Der restaurative Charakter der Epoche* (1950), in: *Ders.*, *Sozialismus oder Restauration*. Politische Publizistik 1945–1950. (*Gesammelte Schriften*, Band 4) Zürich 1987, S. 326–348, hier 347f.

⁴ So zuletzt u. a. in einem Gespräch mit *Salzburger Theologen* über die gegenwärtigen Herausforderungen in Europa in: *W. Dirks* (Hrsg.), *Gefahr ist. Wächst das Rettende auch? Befreiende Theologie für Europa*. (edition solidarisch leben, band 1). Salzburg 1991, S. 14–21.

IN MEMORIAM

Kritische Instanz gelebter Hoffnung: Am 30. Mai starb *Walter Dirks* – In der Tradition europäischer Freiheitsgeschichte – Das Erbe sozialistischer Arbeiterbewegung – Die jesuanische Herausforderung für die Christen – Politische Theologie und kritische Gesellschaftsanalyse.
Nikolaus Klein

LITERATUR

Während der Perestrojka-Phase: Themen und Tendenzen der russischsprachigen Gegenwartsliteratur – *Viktor Erofeevs* «Brief an die Mutter» – In bürokratischer Mentalität erstarrt – Auseinandersetzung mit dem Stalinismus und dessen Folgen – Vom historischen Roman bis zur Satire – Psychopathologie sowjetischen Massenbewußtseins – Die Wohngemeinschaft als Mikrokosmos – Forderung nach gesellschaftlichen Freiräumen – Pluralismus in Stilrichtungen und Themen gewinnt Raum – Verdrängte Folgen der literarischen Zensur – Fünf Phasen nach der russischen Revolution – Suche nach neuen literarhistorischen Kriterien. *Wolfgang Schlott, Bremen*

PHILOSOPHIE:

Das zerstörte Gedächtnis der Philosophie: Zu *E. Webers* Studie über *E. Lévinas'* Hauptwerk – Philosophie nach dem Ende der Denkmöglichkeiten – Spurensuche im philosophischen Text – Das Unvordenkliche sucht eine Sprache – Unerwartete Gegenwart des anderen Menschen – Aspekte einer konstellativen Lektüre – Eine Hermeneutik des Verdachtens – Drei offene Fragen.
Susanne Sandherr, Bonn

KURDEN

Ein Volk, allein gegen alle (2. Teil): Der Irak nach der Konferenz von Lausanne (1923) – Gewaltame Arabisierung – Der Aufstand von *Mustafa Barzani* – Unter der Herrschaft der *Baath-Partei* – Gespräche und Abkommen seit 1970 – Die Folgen des ersten und zweiten Golfkrieges – 1946 erhielten die Kurden im Iran für 11 Monate die Autonomie – Keine Freiheit nach der iranischen Revolution – Umsiedlung und Repression in Syrien – Relative kulturelle Autonomie der Kurden in der Sowjetunion. *Denise Graf, Neuchâtel*

BUCHHINWEIS

Elegie auf die Zukunft: Zu einem von *Beatrice Eichmann-Leutenegger* und *Charles Linsmayer* zusammengestellten Lesebuch mit Texten von *Gertrud Wilker* – Innenseite der Ereignisse wird offengelegt – Leben im Schatten von Depressionen und Krankheit.
Eveline Hasler, St. Gallen

Abrechnung mit Gegenwart und Vergangenheit

Anmerkungen zur russischsprachigen Literatur während der «Perestrojka»-Phase

«Liebe Mama! Hurra! Es lebe die Demokratie! Da haben wir doch, mein Täubchen, zufällig den Tag der leuchtenden Auferstehung erlebt. Beten wir also still und innig vergnügt an unseren besudelten Altären für die Gesundheit des Befreiers. Möge Gott ihn beschützen! Amen! Und keinen Schritt zurück!» (Viktor Erofeev, Brief an die Mutter, 1987)

Die nur wenige Seiten umfassende Erzählung des Moskauer Autors Viktor Erofeev «Brief an die Mutter», im Februar 1987 geschrieben, erweist sich als eine wahre Fundgrube für die vielen abgestandenen Klischees, die, in Blechbüchsen verschweißt, sieben Jahrzehnte sowjetischer Alltagsgeschichte überstanden haben. Und nun, beim Öffnen der Büchsen, entsteigt ihnen ein übelriechendes Gemisch aus Vorurteilen, rassistischer Aggression, nationalistisch-dogmatischem Geschwätz, Bigotterie, Aberglauben und Erstaunen. Ja, Verwunderung darüber, daß der Befreier Gorbacëv und seine Reformier ihnen, den einfachen Menschen, so viel erlauben. Auch Sotov, der Gesprächspartner des Ich-Erzählers, schreit es aus sich heraus: «Er rannte sofort auf mich zu, vor Glück keuchend: Herzen! Herzen! schrie er, kehrt heim. Die Glocke wird ab morgen frei verkauft!»¹

An so viel Freiheit möchte der Ich-Erzähler denn doch nicht glauben. Deshalb versichert er seiner Mutter, daß der alte Revolutionär aus dem 19. Jahrhundert nicht heimkehren werde. Doch dafür hätten die staatlichen Behörden jetzt die Einfuhr von Musiknoten aus dem Ausland erlaubt: ««Beliebige!! Sogar Richard Wagner!» schreit er übergücklich. Ob das nicht ein Wunder sei.»²

Administrative Erstarrung und reformerische Erneuerung

Wenn auch der Versuch einer ökonomischen und politischen Umgestaltung der sowjetischen Gesellschaft nach fünf Jahren vorläufig gescheitert ist, der Geist der Perestrojka weht weiterhin durch den sowjetischen Literaturbetrieb. Auf den Fluren im Hause des sowjetischen Schriftstellerverbandes in der Moskauer Herzenstraße sind die Wandzeitungen mit problemgeladenen Themen bestückt: «Die Erde, die Ökologie und die neue Etappe der Perestrojka in der Literatur». Aus den Sitzungssälen der Verbandsspitze hört man immer noch die gestanzten Wortmuster: «Die wichtigste Aufgabe der Schriftsteller in der gegenwärtigen Etappe der Perestrojka, die tiefbewegt vom Wesen der sich im Lande vollendeten sozioökonomischen und politischen Prozesse sind, ist es, Werke zu schaffen, die unserer revolutionären Zeit würdig sind.»

Gegen so viel Wortmüll, gegen die in den Ämtern wuchernde Aufbruchsidiotie, aber auch gegen den heuchlerischen Reformwillen der neostalinistischen Literatur-Bürokraten hat sich die sowjetische Literaturkritik, seit sie sich pluralistisch äußern darf, gewehrt. Eine ihrer engagiertesten Vertreterinnen, Natal'ja Ivanova, hat sich zu diesem Phänomen in einem Aufsatz geäußert:

«Wenn in der Realität etwas nicht klappt, dann ist es für uns immer noch die beste Art, mit Schwierigkeiten zurecht zu kommen, indem wir eine Verordnung beschließen. Dann wird uns sofort leichter ums Herz, als ob die auf einem Papier festgelegten Forderungen sich ganz von selbst erfüllen.»³

Die erzählende Literatur russischsprachiger Zunge, die in den vergangenen fünf Jahren in den großen Literaturzeitschriften und in Büchern publiziert worden ist, hat sich – mit wenigen

Ausnahmen – dieser typisch sowjetischen Problematik noch nicht gestellt. Es sei denn, sie gehörte zu dem Bereich der sog. «Schubladen-Literatur», deren Autoren nicht auf eine Veröffentlichung hoffen durften. Diese neue Prosa hat in zweifacher Hinsicht einen schweren Stand bei ihren Lesern. Die professionelle Literaturkritik fordert – oft mit dem Blick auf die Höhenkammliteratur der Emigration – zuviel von einer Belletristik, die sich nicht der Konkurrenz stellen konnte. Und die an Belletristik interessierten Leser sind hingegen einfach überfordert. Denn die «andere Prosa», die Prosa der jungen, in der Gegenwart noch nicht bekannten Autoren und Autorinnen ist noch kein Faktor des gesellschaftlichen Bewußtseins geworden.

Um so schwieriger hat es der westeuropäische Beobachter der sowjetischen Literaturszene. Vor allem, wenn er mit Hilfe von literarischen Texten und auf der Grundlage von kulturpolitischen Ereignissen psychosoziale und mentale Veränderungen im sowjetischen Massenbewußtsein aufspüren will. Die gegenwärtig in deutschsprachigen Verlagen erscheinende russischsprachige Literatur kann ihm dabei kaum eine Hilfestellung leisten.⁴ Er ist deshalb auf jene Literatur angewiesen, die seit geraumer Zeit in sowjetischen Verlagen publiziert wird und die sich die Aufgabe gestellt hat, die Vergangenheitsbewältigung in Angriff zu nehmen. Der Gebrauch der militärischen Metapher verweist an dieser Stelle auf einen historischen Ausgrabungsprozeß, der natürlich auch in unserem Lande – am Beispiel der Auseinandersetzung mit dem Faschismus – bei weitem noch nicht abgeschlossen ist.

In der Sowjetunion hat die Auseinandersetzung mit den repressiven Bedingungen des Stalinismus Ende der fünfziger Jahre begonnen, als die auf Schreibmaschinen hergestellten ersten Samizdat-Blätter auftauchten. Fortgesetzt wurde sie in den sechziger Jahren mit den ersten in Romanzeitschriften veröffentlichten Erzählungen Aleksandr Solženicyns. Unterdrückt wurde sie in den folgenden 20 Jahren, in denen sich zwei Publikationsbereiche entfalteten: der im Lande selbst produzierten Samizdat-Literatur und der Tamizdat-Literatur der russischen und nationalsprachigen Emigration in Westeuropa und Amerika. Die Mitte der achtziger Jahre einsetzende kulturpolitische Perestrojka schuf zunächst die publizistischen Voraussetzungen für eine langsam voranschreitende Erschließung eines riesigen Manuskriptfeldes, auf dem neben den exotischen Früchten der Gegenwartsliteratur auch die schier unübersehbaren Produkte der Abrechnungsliteratur herumlagen. Vier Jahre später, zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des «Archipel Gulag» von Aleksandr Solženicyn in der Literaturzeitschrift «Novyj Mir» kann festgehalten werden:

Die literarische Bewältigung der sowjetischen Geschichte hat zu einem Zeitpunkt eingesetzt, da weite Bevölkerungsschichten des Landes immer noch mit der Reproduktion ihres unter äußerst schwierigen wirtschaftlichen und psychosozialen Bedingungen geführten Lebens beschäftigt sind. Ihre Begegnung mit 70 Jahren Geschichte aus dem Blickwinkel der Verfolgten, der Erniedrigten und der vom Regime Belogenen aufgrund von literarischen Texten, die in Massenpublikationsorganen publiziert werden, verläuft also unter einem beklemmenden Aufklärungsanspruch: Das Wiedererkennen der Mängel und Fehler der Nachrechnungszeit in diesen Texten fördert nicht den gewünschten «revolutionären» Wandlungsprozeß. Aufklärung könnte vielmehr die Erkenntnis von der eingeschränkten Reparaturfähigkeit der sowjetischen Gesellschaft bewirken.

⁴ Einschränkung ist an dieser Stelle festzuhalten, daß es in deutschen und schweizerischen Verlagen seit 1988 eine Reihe von Übersetzungen aus dem Russischen und anderen in der UdSSR existierenden Literatursprachen gibt, in denen sich interessante ästhetische Positionen abzeichnen. Dabei handelt es sich um folgende Anthologien: «April». Sowjetische Autoren über die Perestrojka. Hrsg. Anatolij Pristawkin. München 1989. – «Ogonjok». Die besten Erzählungen aus der russischen Perestrojka-Zeitschrift. Hrsg. Wolfgang Kasack. München-Zürich 1990.

¹ Viktor Erofeev, Pis'mo k materi, in: Junost', H. 2 (1987).

² Vgl. ebda.

³ Vorsätzliche Unglücksraben? (Über die Prosa der «Neuen Welle»), in: Družba narodov, H. 7 (1989).

Für die Literaturkritik entwickelt sich dieser Prozeß der ästhetischen Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart weitaus differenzierter. Nach Ansicht von Natal'ja Ivanova bilden sich in der russischsprachigen Erzählliteratur gegenwärtig vier große Richtungen ab:

- ▷ die historische in den Romanen von Jurij Dombrowskij («Die Fakultät der unnützen Dinge», dt. Frankfurt/M. 1990), Aleksandr Solženicyn («Krebsstation» dt. 1968; «Archipel Gulag», dt. Bern-München 1974; «August Vierzehn», dt. Darmstadt 1981; «Lenin in Zürich» München o. J., «Das Rote Rad» [1. bis 3. Knoten], München 1986–1990), Vasilij Grossman («Alles fließt», dt. München 1985; «Leben und Schicksal», Hamburg 1984);
- ▷ die sozialkritische Richtung in Erzählungen von Michael Kuraev;
- ▷ die physiologische Romanskizze mit ihrer Anbindung an die Jugendprosa der sechziger Jahre (Sergej Kalinin, Gennadij Golovin, Vitalij Mockalenko);
- ▷ die ironische Richtung mit Vjačeslav P'ecuch, Tatjana Tolstaja, Jevgenij Popov und Victor Erofeev («Eine Moskauer Schönheit», Frankfurt/M. 1990).⁵

Die Psychopathologie des sowjetischen Massenbewußtseins

Ich möchte am Beispiel von zwei Romanerzählungen: «Eine Moskauer Straße» von Boris Jampolski (1972)⁶ und «Die neue Moskauer Philosophie» von Vjačeslav P'ecuch (1985)⁷ aufzeigen, wie mit Hilfe einer vielstimmigen Erzählweise Massenbewußtsein der letzten 30 Jahre dem Leser so präsentiert wird, daß dieser sich mit wesentlichen psychopathologischen Erscheinungsformen der poststalinistischen Gesellschaft vertraut machen kann. Beide Romanhandlungen spielen in den Küchen und Fluren Moskauer Kommunalwohnungen, in denen in der Regel mehrere Familien auf engstem Raum hausen. Eine solche Art zu wohnen war und ist ein wesentlicher Bestandteil sowjetischer Lebens- und Überlebensweise, die von den Insassen mit Gleichmut, Ergebenheit und manchmal auch mit Zorn und Empörung ertragen wird. P'ecuchs Bewohner haben sich Anfang der achtziger Jahre in einer solchen Kommunalka unfreiwillig zusammengefunden; Boris Jampolskis Insassen einer Kommunalwohnung auf dem Arbat leben Ende der vierziger Jahre während der vorletzten großen Verhaftungswelle. Diese schlägt sich auch in der Lebenseinstellung des Haupthelden nieder, der in ständiger Furcht vor seiner Arretierung lebt:

«In welchem Ministerium er (Svizljak, W. S.) diente und was er dort machte, womit er sich in den zehn Stunden beschäftigte, in denen er nicht zu Hause war, wußte niemand, aber schließlich sprach er tunlichst nicht darüber, weil er es für ein Staatsgeheimnis hielt. Und wenn sie ihn danach fragten, verdrehte er nur die Augen und blickte mißtrauisch, als ob sie ihm eine Frage nach seinem Umzug gestellt hätten. Bestenfalls lächelte er nur und sagte: «Wo Partei und Regierung mich hinstellen, dort arbeite ich auch.» ... Während der NEP-Zeit besaß er in einer kleinen Provinzstadt eine eigene Werkstatt für Antiquitäten. Aber schon in den ersten Jahren der Wiederherstellung des Sozialismus hatte er sich schnell umgestaltet, war aus der Provinz nach Moskau geflüchtet, ... er wäre beinahe in die Partei eingetreten, aber damals begann die erste Säuberung, die Aufnahmeanträge wurden gestoppt, und er überlegte es sich noch einmal.»

Auch die übrigen Bewohner der Kommunalka werden als

⁵ Zu ergänzen sind an dieser Stelle der Roman «Die Schlange» (russ. «Ocered'», Paris 1985, dt. Zürich 1990) von Vladimir Sorokin, und der Roman «Die Schule der Dummen» (russ. «Skola durakov») von Sasa Sokolov (dt. Frankfurt 1975).

⁶ Veröffentlicht in der Moskauer Literaturzeitschrift «Fahne», H. 2/3 (1988).

⁷ Veröffentlicht in Vjačeslav P'ecuch, Ich und das Restliche (russ.), Moskau 1990.

Menschen mit zerrütteter Psyche und erheblich gestörtem Selbstbewußtsein dargestellt. Beide Eigenschaften weisen auch die Kommunalbewohner der achtziger Jahre auf. Dennoch gibt es eine entscheidende Differenz zwischen beiden. Die Bewohner in «Die neue Moskauer Philosophie» verfügen über eine Kommunalka-Weltanschauung, von der alle Mitglieder der unfreiwilligen Wohngemeinschaft angesteckt sind. Ihre Bewährungsprobe findet am Todestag der Mitinsassin Pumpjanskaja statt, noch bevor die ehemalige Hausbesitzerin aus der vorrevolutionären Ära ihre Seele an den lieben Gott abgeben kann. Denn während ihr Körper mit dem Tode ringt, beginnt ein fürchterlicher Streit der übrigen Kommunalbewohner um das winzige Zimmerchen der Pumpjanskaja. Der Streit wird von dem notorischen Denunzianten geschlichtet. Dessen Argumentation, eine Parodie auf die sowjetische Umgestaltung der achtziger Jahre, lautet wie folgt:

«Jetzt gibt es da draußen eine Epoche, in der *Demokratie* und *Glasnost'* alles entscheiden. Laßt uns also auf *demokratischem Wege* ein Komitee wählen, aus drei Leuten bestehend, möge es *unter den Bedingungen der Glasnost'* entscheiden, wer den freier werdenden Wohnraum erhält. Beginnen wir mit der Benennung der Kandidaten ...» (Unterstreichungen, W. S.)⁸

Doch das Komitee kommt auch zu keiner Lösung, weil es zur Verbesserung der Wohnbedingungen praktisch an allem mangelt. Schließlich schlägt einer der Insassen der Kommunalka vor, in dem freier werdenden Zimmer der Pumpjanskaja eine Gedenkstätte des kommunalen Lebens, des Alltags der kleinen sowjetischen Menschen zu errichten. Doch bevor es zu einer erneuten Beschlußfassung kommt, erscheint der Abschnittsbevollmächtigte Rybkin in der Küche der Gemeinschaftswohnung und verliest eine traurige Nachricht ...

Der unangekündigte Auftritt des Milizionärs in der Privatsphäre der Sowjetbürger ist für diese ein normaler Vorgang ihres Alltagslebens. Er verweist auf die scheinbar unauflösbare Verklammerung von staatlichen Interessen und individuellen Bedürfnissen und auf die historisch verbürgte ständige Verletzung von elementaren Menschenrechten durch die jeweiligen zaristischen und staatskommunistischen Regime. Verändert hat sich an der Überlagerung von staatlichem Interventionsanspruch und privater Ohnmacht auch in den vergangenen fünf Jahren nur wenig.

Die nicht erfolgte Trennung von staatlichen Rechtsräumen und gesellschaftlichem Autonomieanspruch wirkt sich besonders fatal im Bereich der Verbands- und der Verlagspolitik aus. Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit soll dies verdeutlichen. Am 18. Januar 1989 ließ die «Prawda», das reformfreudig eingestellte Organ der KPdSU, einen Aufruf von sieben Schriftstellern abdrucken, in dem diese die «Einführung von demokratischen Prinzipien begrüßen» und sich vorbehaltlos hinter die Politik von Partei und Regierung stellten. Drei dieser so freudig bewegten Staatsdiener, M. Alekseev, S. Vikulin und P. Proskurin, waren Anfang der siebziger Jahre die Drahtzieher beim Komplott gegen Aleksandr Tvardovskij, dem langjährigen Chefredakteur der «Nowy Mir», der die Publikation von «Ein Tag des Iwan Denissowitsch» und weiteren Erzählungen von Solženicyn in den sechziger Jahren ermöglichte und aufgrund seines publizistischen und verlegerischen Engagements für die Lagerliteratur entlassen wurde.

Der für die poststalinistische Kulturpolitik symptomatische Vorgang verdeutlicht, daß die Bemühungen um eine differenzierte literarische und geistige Auseinandersetzung mit der ethisch-moralischen Krise der Sowjetgesellschaft weiterhin von der zynischen «Wandlungsfähigkeit» des staatsideologischen Apparats konterkariert werden. Sein beträchtliches Publikationspotential kanalisiert die Auflagenhöhe von Büchern, in denen es um die vorbehaltlose Abarbeitung von Alltagsmythen geht. Darüber hinaus bindet er immer noch Produktionskapazitäten, obwohl der akute Papiermangel ohnehin zu einem

⁸ Ebd., S. 297

deutlichen Rückgang der Buch- und Zeitschriftenquantitäten geführt hat. Solche ökonomischen Zwangsfaktoren erschweren auch die Veröffentlichungschancen für junge Autoren/-innen, deren Texte sich um die ethisch-moralische Abrechnung mit einer stark deformierten Staatsgesellschaft bemühen. Das heißt: Im Gegensatz zu einer lebhaften Vergangenheitsbewältigung, die sich auf die Veröffentlichung von bisher verbotenen und durch die Zensur entstellten Texten stützt, hat die polemische Auseinandersetzung mit der Gegenwart noch nicht eingesetzt.⁹ Diese symbolische «Ehrenrettung» und literarhistorische Wiedereinreihung in den Kanon der Nationalliteratur kann natürlich das unermeßliche Leid der repressierten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, der Opfer, der mit Schimpf und Schande aus den Verbänden Ausgeschlossenen nicht wieder gutmachen.

Anna Achmatova, deren Ehemann Nikolaj Gumilev 1921 als sogenannter weißgardistischer Verschwörer erschossen wurde und deren Sohn Lev über 18 Jahre im Archipel Gulag verbannt war, hat in ihrem Poem «Requiem» (1935–1957) die unermeßlich tragische Dimension von Leid und Schmerz erfahrbar gemacht.¹⁰

Einführung

Damals galt nicht der Tod als Verhängnis.

Nein: das Leben in Leningrad.

Real war hier nur das Gefängnis,

Wesenlos die übrige Stadt.

Die Verurteilten zogen in langen

Kolonnen in Reih und Glied.

Und die Lokomotiven nur sangen

Kurz pfeifend ein Abschiedslied.

In den Sternen stand Tod und Verderben,

Rußland wand sich in Qual und Weh.

Unter Fußtritten ließ man uns sterben

Im Gefangenen-Transport-LKW.

1

Früher Morgen war's, als sie dich holten.

Die Kinder weinten vor Schreck.

Ich folgte dir wie einem Toten.

Die Kerze zerfloß im Eck.

Eiskalt deine Lippen, die blauen,

Schweiß des Todes auf deinem Gesicht.

Wie einst die Strelitzenfrauen

Werd' ich heulen beim Blutgericht.

Die Rekonstruktion des literarischen Gedächtnisses

Ein erster Überblick über die Publikationslisten der staatlichen Verlage und die Einsicht in die Inhaltsverzeichnisse der großen literarischen Magazine wie auch solcher Zeitschriften, die von Privatpersonen bzw. genossenschaftlichen Initiativen herausgegeben werden, könnte zu dem Urteil verleiten, daß die «Perestrojka» jegliche Publikationsmöglichkeiten und damit auch die Voraussetzung für eine vorurteilsfreie zukünftige Literaturgeschichtsschreibung geschaffen hat. Der Situationsbericht über die Kulturszene untermauert zunächst dieses Urteil. Politische und administrative Entscheidungen haben den Grad der Akzeptanz von unterschiedlichen literarischen und künstlerischen Modellen ständig erhöht. Sie haben auch eine letztlich tabufreie Diskussion über kulturelle Fragen ermöglicht und die Reformen in einzelnen kulturellen Einrichtungen vorangetrieben. Das Ergebnis dieses Prozesses ist eine lange Liste von Schriftstellern, Künstlern, Regisseuren, deren Werke veröffentlicht, ausgestellt und in großen Kinos ausgestrahlt werden. Im Gegensatz zu diesem ästhetischen Befreiungsstrom hat sich jedoch die ideologische Bemutterungsfunktion von Literatur und Kunst in der Sowjetunion kaum verändert. So heißt es in einem Manifest «Sowjetische Gesellschaft heute»: «Jeder anerkannte Künstler denkt heutzutage daran, wie

er die Perestrojka unterstützen kann...». Der Leningrader Lyriker Viktor Kriwulin hat sich über solche Versuche der Perestrojka-Funktionäre, die Künstler in ein neues staatliches Engagement einzubinden, in einem Gedicht lustig gemacht:¹¹

Nein, die von oben abgelassene Luft berauscht mich nicht!

Ja, ich atme noch, doch höre ich von überall:

Nun, zieh sie ein, diese von oben abgelassene Luft!

Hörst du, atme! Sonst... sonst... ich höre...!

Obwohl die «freie» Luft der Perestrojka in der Zwischenzeit durch viele Redaktionsstuben geweht ist, erweisen sich die Rahmenbedingungen der Literatur als äußerst störende Einflüsse auf den literarischen Prozeß, der erst im Begriff ist, seinen von der Zensur und von administrativen Eingriffen unbeeinträchtigen Lauf zu nehmen. Andererseits ist aber die vor vier Jahren noch allmächtige Institution des Glavlit (Hauptverwaltung für Literatur) abgeschafft worden.

An vier Teilbeispielen möchte ich die Tragweite der kulturpolitischen «Perestrojka» untersuchen:

erstens an den Publikationsformen der Theaterstücke von Michail Bulgakov;

zweitens an der Veröffentlichungspraxis von Science-fiction-Literatur in der UdSSR;

drittens an der Zensur und der Kontrolle literarischer Produktion;

viertens an der Funktion von Literaturkritik in der Sowjetunion.

Erstens: Im Jahr 1986 erschien im Moskauer Verlag «Sowjetischer Schriftsteller» (russ. «Sovetskij pisatel») die bisher vollständige Ausgabe der Bühnenwerke Michail Bulgakovs. Von den elf abgedruckten Bühnentexten stammen sieben aus früheren Publikationen (1966–1982), nur zwei jedoch, die Bühnenfassungen der «Toten Seelen» und «Krieg und Frieden», wurden auf der Grundlage der Originalquellen des Bulgakov-Archivs publiziert. Der Zugang zu den anderen Originalmanuskripten Bulgakovs, die in der Handschriftenabteilung der Lenin-Bibliothek in Moskau lagern, war jedoch für die Herausgeber nicht möglich: «Wir waren nicht in der Lage, diese Texte mit den Originalen zu vergleichen, und benutzten deshalb die bereits veröffentlichten Texte.»¹²

Zwei weitere Stücke, «Adam und Eva» und «Die purpurrote Insel», wurden nicht veröffentlicht, obwohl im Vorwort der Pariser Ausgabe von 1971 beide Werke als «erstaunlich prophetisch» und als «unbekümmerte, phantastische Farce» bezeichnet wurden. Der peinliche Vorfall schloß nicht aus, daß die Stücke zwei Jahre später in unterschiedlichen Buchausgaben bzw. Zeitschriften auftauchten, ohne daß die Echtheit der Texte gewährleistet war (es fehlte der Hinweis auf den Vergleich mit den Archivtexten). Dieses Fallbeispiel mag verdeutlichen, in welcher Weise die Werke eines bedeutenden russischen Autors dem Leser präsentiert werden: überhastet, mit fehlenden Kommentaren, stückweise (d. h. auf verschiedene Ausgaben verteilt).

Zweitens: Das literarische Genre der Science-fiction hat seit der Veröffentlichung der ersten Bücher in der sowjetischen Literatur der vergangenen dreißig Jahre eine besondere Rolle gespielt.¹³ Die Texte solcher Autoren wie Efremov, die Brüder Strugackij, Nudelman oder Varšavskij haben sich nach Ansicht von Leonid Geller «in ein Laboratorium für freies Denken und für experimentelle Formen verwandelt».¹⁴ Zwischen 1965 und 1973 hatte der Verlag «Junge Garde» in der Serie «Library of Modern Science-fiction», die 25 Bände umfaßte, ausländische und sowjetische Autoren publiziert. Trotz des

¹¹ Zit. nach «Kontinent», H. 4 (1987), S. 71.

¹² Michail Bulgakov, P'esy, Moskau 1986, S. 651.

¹³ Vgl. dazu Nadya Peterson, Science Fiction and Fantasy: A Prelude to the Literature of Glasnost, in: Slavic Review, Vol. 48, n. 2 (1989).

¹⁴ Leonid Geller, Restructuring Literary Memory in the USSR, in: Survey, Vol. 30, n. 4 (1989).

⁹ Ausnahmen bilden die Gattungen der publizistischen Satire, einige Erzählungen und die dokumentarische Publizistik.

¹⁰ Übertragung aus: Anna Achmatowa, Poem ohne Held. Hrsg. von Fritz Mierau. Göttingen 1989, S. 167.

Niedergangs dieser Gattung, die besonders von der Gegenwartsprosa ausgeplündert wurde, startete der «Pravda»-Verlag 1986 eine neue Reihe mit Science-fiction-Texten. Nach einer ersten Textstichprobe stellte L. Geller fest, daß in Band I beim Abdruck der Erzählung von A. Bogdanov «Roter Stern» die von der Zensur verstümmelte Fassung aus der Prosasammlung «Ewige Sonne» benutzt wurde. Nach der Durchsicht weiterer Science-fiction-Bände, in denen immer noch stark gekürzte Textfassungen abgedruckt wurden, kommt Geller zu dem Urteil: «Man kann ruhig sagen, daß die Library of Science-fiction nichts Neues publizieren wird, da die Arbeit des Zensors nunmehr von den Herausgebern erledigt wird.»¹⁵

Die personelle Zusammensetzung der Verlage bestimmt seit neuestem den Charakter der «Perestrojka»-Publikationen. Bekanntlich sitzen in der Redaktion einer solchen Zeitschrift wie «Junge Garde» die altbewährten Literaturfunktionäre der Brežnev-Ära. Und die erweisen sich immer noch als mittelmäßige Vertreter der literarischen Denunziation. So z. B. bescheinigten sie den letzten Science-fiction-Werken der Brüder Strugackij «zerstörerische, nihilistische Tendenzen».

Drittens: Über die Wirkungsweise der Zensur ist in den vergangenen Jahrzehnten zwischen 1920 und 1985 mehr gemunkelt als solide geurteilt worden. Fünfundsechzig Jahre nach der Einführung der literarischen Zensur zum Zeitpunkt ihrer weitgehenden Abschaffung bleibt der Mythos von der Zensur weiterhin wirksam. Die Alogizität dieser Aussage steht mit zwei wesentlichen Faktoren in Verbindung: erstens der vertikalen und horizontalen Struktur des Kontrollsystems im publizistischen und belletristischen Bereich; zweitens der unüberschaubaren Anzahl von Instruktionen, Anweisungen und Empfehlungen, die die einzelnen Mitarbeiter der Verlagshäuser oder Zeitungsredaktionen bis in die jüngste Gegenwart erhalten und auf die sie auf unterschiedliche Weise reagieren (Ausführung der Anweisungen, kritische Überprüfung usw.). Auf allen Kompetenzebenen gab und gibt es immer noch die praktische Einflußnahme auf die Textgestaltung (d. h. jeder Mitarbeiter eines Verlagshauses arbeitet als Zensor). Diese neue Unüberschaubarkeit bringt eine Reihe von widersprüchlichen Erscheinungsformen hervor, in der die dogmatisch-ideologische Vergangenheit und die mit einem scheinbar liberalen Geist erfüllte Gegenwart nebeneinander und gegeneinander auftreten.

Viertens: Zu den wichtigsten Vertretern um den Stellenwert einer künstlerischen Produktion und Publikation innerhalb eines anzustrebenden Bewußtseinwandels gehören die Literaturkritiker. In ihrer Mehrheit stehen sie gegenwärtig vor einer äußerst schwierigen Aufgabe. Erstens müssen sie aufseiten ihrer Leser eine Glaubwürdigkeit erringen, die sie als Berufsgruppe jahrzehntelang verspielt haben, weil sie als Handlanger von Kulturfunktionären aufgetreten sind. Zweitens müssen sie ihre Leser in die vielschichtigen Strukturen für literarische Werke einführen, die oft dreißig bis vierzig Jahre nach ihrer Entstehung zum ersten Mal auf dem sowjetischen Bücher- und Zeitschriftenmarkt erscheinen. Drittens müssen sie seit Beginn der «Perestrojka» einen Drahtseilakt vollführen, der dem Auditorium den Atem raubt, das literarische Material einer großen Zerreißprobe aussetzt und bedauerlicherweise die Dauerveranstalter des Spektakels in Konjunkturritter der «Perestrojka» verwandelt.

Die Diagnose «Geistige Atemnot» ist darauf zurückzuführen, daß nach sechzig Jahren repressiver Verlagspolitik sich riesige Leerfelder in dem literarischen Bewußtsein der sowjetischen Leser entwickelt haben. Sie werden nunmehr mit Texten gefüllt, in denen die sowjetische Geschichte aus der Sicht der Unterprivilegierten und Außenseiter erfaßt wird. Das verlegerische Auswahlverfahren orientiert sich dabei an einem Kanon, der Dutzende vergessener und bewußt unterdrückter Autorennamen in die Literaturgeschichte zurückholt. Zum

Nachteil von zahlreichen Autoren der mittleren und jungen Generation, die bis zum Jahre 1985/86 keinerlei Veröffentlichungsmöglichkeiten erhielten. Bedingt durch die langjährige Aufarbeitung und Publizierung der fehlenden Texte verliert die Literatur nunmehr ihre Funktion als Seismograph für ein alarmiertes gesellschaftliches Bewußtsein, das bis zur Mitte der achtziger Jahre sich lediglich in Selbstverlag-Produktion «entladen» konnte. Diese aus dem Zeitstrom der «Perestrojka» entspringende Literatur ist jetzt der Gefahr ausgesetzt, entweder zu spät wahrgenommen zu werden oder unter ausschließlichen Gebrauchswert-Aspekten publiziert zu werden. Der zweite Faktor erinnert auf fatale Weise an die verhängnisvolle Rolle einer gerade überwundenen Auftragsliteratur, die in den Köpfen der Rezipienten a priori gewünschte ideologische Einstellungen erzeugen sollte.

Welche Rolle aber spielte das ästhetische Nützlichkeitsprinzip in der sowjetischen Literaturgeschichte der vergangenen siebenzig Jahre? Ich möchte es in einigen Thesen zusammenfassen.

▷ Die Nachrevolutionsphase war in der russischsprachigen Literatur bis 1925 von einer eingeschränkten Publikationsmöglichkeit gekennzeichnet, wobei die ästhetischen Inhalte sich nicht explizit gegen die politischen programmatischen Konzepte der bolschewistischen Partei richten durften.

▷ In der Übergangsphase bis 1932 häuften sich gezielte Publikationsverbote, und es erfolgte die starke Einschränkung des ästhetischen Spektrums.

▷ In der Zeit von 1932 bis 1954 kommt es zur Ausprägung des sozialrealistischen Kanons, der für die Literaturkritik und die in den Zeitschriften und Verlagen publizierten Texte das einzige Bewertungskriterium wird.

▷ Zwischen 1954 und 1963 zeichnete sich in einer Liberalisierungsphase eine vorsichtige Funktionserweiterung des sozialistischen Realismus ab. Die bis dahin weitgehend ausgeschlossenen thematischen Bereiche (sozioökonomische Situation, Welt der Arbeitslager, Jugendsprachen) dringen in die Literatur vor.

▷ 1964 bis 1985: Erneute Verdrängung bestimmter thematischer Bereiche bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung der literarischen Szenarien, zögernde Aufarbeitung der sozialpsychologischen Schäden der Stalinzeit. Entfaltung literarischer Alternativen in kleineren Zirkeln und Ausdifferenzierung der literarischen Stile.

Seit Beginn des politisch-administrativen Reformversuchs von oben und der in Verbindung damit stehenden radikalen Auseinandersetzung der Literatur mit ihrer Vergangenheit ist eine Übergangssituation entstanden, in der die Literaturkritik einen ästhetischen Differenzierungsprozeß bei der Bewertung der vergangenen dreißig Jahre durchläuft. Der Nützlichkeitswert von Literatur als Impulsgeber für die «Perestrojka» spielt jedoch in diesem Prozeß allmählich nur noch eine zweite Rolle. Immer stärker drängen sich unterschiedliche Gruppierungen in die Arena des Literaturbetriebs. Aufgrund der verlagstechnischen Schwierigkeiten und der wirtschaftlichen Notsituation haben diese Gruppierungen jedoch sehr geringe Chancen, ihre Werke in größeren Auflagen zu publizieren.

In eine Sackgasse ist auch die sowjetische Literaturgeschichtsschreibung geraten. Jahrzehntlang haben ihre Gestalter literarische Prozesse in Anlehnung an Parteibeschlüsse, kollektive Vergewaltigungsakte oder auf Anweisung von Kulturfunktionären in Lehrbüchern fortgeschrieben. Seit Anfang der achtziger Jahre hat ein Erosionsprozeß die Embleme mit den Namen der Stalin- und Leninpreisträger langsam aufgelöst. Er findet seine theoretische Begründung in den heftigen Diskussionen um die Bedeutung einzelner Werke und literarischer Strömungen, die mit ideologisierten Bezeichnungen versehen waren. An ihrer Spitze steht der Literaturhistoriker A. Bočanov, der in einem programmatischen Aufsatz sich für eine grundsätzliche Neubewertung der russischen und nationalen Literaturen einsetzt.¹⁶ Zwischen diesen Literaturen, die bis in die

¹⁵ Vgl. ebda.

¹⁶ A. Bočanov, Anschlag auf eine Fata Morgana, in: Voprosy literatury (Fragen der Literatur), H. 1 (1988).

jüngste Gegenwart unter dem ideologischen Label «multinationale Sowjetliteratur» dargestellt wurden, gab es nach Bočarov neben den eigenständigen Entwicklungsströmungen zahlreiche übergreifende historisch bedingte Gemeinsamkeiten (Bürgerkrieg, Kollektivierung, stalinische Repressionspolitik, Kulturpolitik der KPdSU) und auch literarische Übereinstimmung (Gattungsentwicklungen, Einwirkung der russischen Literatursprache auf nationale Literatursprachen, die sich auf dem Territorium der UdSSR entfaltet haben). Erst die ideolo-

gisch unbefangene, auf die jeweils eigene Tradition zurückgreifende Literaturgeschichte kann der Versuchung entgehen, ästhetische Prozesse unter der Perspektive von uniformen Geschichtsbildern und dem Anspruch auf einen unveränderbaren Kanon zu beschreiben. Die allmähliche Wiederaneignung des historischen und literarischen Bewußtseins schafft somit auch notwendige Voraussetzungen für eine vergleichende literarhistorische Geschichtsschreibung im europäischen und globalen Kontext.

Wolfgang Schlott, Bremen

Auschwitz als Tumor im Gedächtnis der Philosophie

E. Webers Studie zum Hauptwerk von E. Lévinas

Elisabeth Webers *Verfolgung und Trauma. Zu Emmanuel Lévinas' «Autrement qu'être ou au-delà de l'essence»*¹ datiert von vor jenem «Ende der Empfindlichkeit» zwischen Deutschen und Juden, das nach dem Fall der Mauer in Deutschland mancherorts erleichtert, zögernd oder mit Eile und Eifer und wie unter Überdruck vollzogen zu werden schien. Ist die Beschäftigung mit dem Trauma der Verfolgung endgültig obsolet geworden, kommt sie hoffnungslos zu spät?

Elisabeth Webers Studie widmet sich einem philosophischen Werk, das die unabweisbare Nötigung zur Verspätung ins Werk setzt. Sie sucht Zugang zum Zeugnis einer Unzeitgemäßheit, die allein an der Zeit sei. E. Webers Untersuchung von *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence*, dem Hauptwerk² des jüdischen französischen Philosophen Emmanuel Lévinas, begreift sich als Versuch, «sich einem philosophischen Text durch die Pforte hindurch anzunähern, die ihn öffnet: Emanuel Lévinas' Buch *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence* ist unter zwei Widmungen an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung gestellt. Diese Arbeit versucht also . . . , sich einer immensen Wunde der Erinnerung anzunähern, die . . . nicht nur eine Wunde innerhalb der jüdischen Familien und Gemeinden bedeutet, sondern die eines Jahrhunderts, einer Kultur, eines Kontinents ist.» (13)

Emmanuel Lévinas' *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence* reagiert auf die «Unerfahrung» (46) dieser Wunde mit einer Öffnung: einem Aufbruch der Philosophie. Denn das Unmaß der Wunde läßt sich nicht in Erfahrung bringen, es ist nicht einzuholen in der Erinnerung. Man macht sich keinen Begriff. Vor dem Unmaß der Wunde erweist sich die selbstgewisse Erfahrung der Philosophie – paradigmatisch der Hegelschen – als «performativer Widerspruch» mit fatalsten Folgen. «Gegen ihren Anspruch der vollständigen Erinnerung (als Aneignung) wird diese Philosophie von einem Vergessen beherrscht, das älter ist als sie und das die mächtigsten Strömungen des abendländischen Denkens lenkte: ein Vergessen, oder besser das Vergessenwollen der Endlichkeit.» (17)

Elisabeth Weber liest *Autrement* als Versuch, eine sehr alte, vernarbte, verwachsene und neu aufgerissene Wunde im Menschengedenken zu denken. Der Philosoph Emmanuel Lévinas sieht sich genötigt zu denken nach dem Ende der Denkmöglichkeit, die Endlichkeit im Denken zu vergessen; genötigt, diesem Ende nachzudenken. Nichts anderes, nicht anders als anddenken kann Denken nach Auschwitz; kann es, mit jenem «Tumor im Gedächtnis»³, nicht. Darin der Philosophie Ador-

nos nah, stellt sich, jedoch unausdrücklich, das Denken Lévinas' die Frage und in die Frage – die mehr, anders und anderes als eine Methodenfrage fragt – «Wie soll Philosophie als Philosophie von jener «folie», «psychose», von jenem «Tumor» Zeugnis geben?» (27)

Schriftanalyse

Die von unerhörten Wendungen markierten, die krummen Wege, die Emmanuel Lévinas' Denken einschlagen muß, um als Philosophie von jener «folie», «psychose», von jenem «Tumor» zu zeugen, geht Elisabeth Weber im ersten Teil ihrer Studie in Untersuchungen zur «Methode und Schrift Lévinas'» nach; die Bedeutung im traditionellen Verstande literaturwissenschaftlicher Termini und Verfahren fällt ins Auge. Einzelanalysen gelten der *Methode* des Werks, dem Lévinasschen *Zeichenbegriff*, der philosophischen *Rede in der ersten Person Singular* und der Funktion jener *Metaphern und Tropen*, die den Text von *Autrement* tragen und deportieren, durchwirken und auflösen. Zusammen lassen die Beobachtungen «Verwundbarkeit als Movens der philosophischen Rede» (43) hervortreten. Was Elisabeth Weber so kühn wie umsichtig praktiziert, ist die Sicherung von «Spuren eines philosophischen Idioms . . . , das nicht die Unerfahrung der Verfolgung begrifflich einholen will, sondern das umgekehrt jene Unerfahrung die Begrifflichkeit einholen läßt» (45 f.).

Das Ich, das spricht, ist nicht mehr das selbstbewußte und selbstgenügsame Subjekt der Philosophie. Es ist verwundbar und verwundet. Will man dieser Verwundung auf die Spur kommen, so sind die den philosophischen Text strukturierenden wie destrukturierenden «Narben und Brüche aufzuzeigen und auszulügen» (46). Denn es sind die Male des Textkorpus, die sprechen: von der Stigmatisierung des Leibes, vom verfolgten Anderen, von der Verfolgung des Ich durch den Nächsten und durch «das Gute». Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen deshalb die semantischen «Webfehler» und syntaktischen «Gewebeschwächen» der philosophischen Textur. «Verfolgung», «Trauma», «Obsession», «Verwundbarkeit», «Schmerz» und «Psychose» – sprechendster Hinweis auf die Gewalt eines «unvordenklichen» Geschehens, das sich der Schrift von *Autrement* eingepreßt hatte, ist das Einsickern oder der Einfall eines, philosophischer Terminologie heterogenen, teils als «pathologisch» zu charakterisierenden Vokabulars in den philosophischen Diskurs.

Lévinas mit Lacan

Im zweiten Teil ihrer Arbeit wagt die Autorin einen Rückstieg zu jener Erfahrung und Erinnerung entzogenen Verwundung, welche die Untersuchungen des ersten Teils als eine die philosophische Rede von *Autrement* bewegende, zeichnende, öffnende erwiesen. Der Rückgriff auf Einsichten des französischen Psychiaters und Psychoanalytikers Jacques Lacan in die

leg, sechs Millionen Tote überlebt zu haben, zunichte machen.» E. Lévinas, Eigennamen. Aus dem Französischen von F. Miething. München-Wien 1988, S. 102; Weber, S. 27.

¹ E. Weber, *Verfolgung und Trauma. Zu Emmanuel Lévinas' «Autrement qu'être ou au-delà de l'essence»*. Passagen Verlag, Wien 1990; 262 Seiten, DM 52.60. Der Veröffentlichung liegt die von Frau Professor Ute Guzzoni betreute, 1988 von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg/Brs. angenommene Dissertation der Autorin zugrunde. Zitatennachweise erfolgen im Text durch Angabe der entsprechenden Seiten.

² E. Lévinas, *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence*. Den Haag 1974. Eine deutsche Ausgabe, Übersetzung Thomas Wiemer, wird bei Alber (Freiburg-München) angekündigt.

³ «Hat man diesen Tumor im Gedächtnis, so können ihm zwanzig Jahre nichts anhaben. Der Tod wird zweifellos bald das ungerechtfertigte Privi-

frühkindliche Ichentwicklung befördert nun die Argumentation. *Trauma und Spur, Tod, Geschlecht, Sprache* sowie *Verfolgung als Verantwortung?* lauten wichtige Etappen. Den Weg beschließt ein initiales Ins-Gespräch-Bringen und vergleichen-des Befragen Heideggers, Adornos und Lévinas' nach dem Ort jener «Wunde» in *ihrem* Denken, nach jenem «Tumor im Gedächtnis» ihrer Philosophie.

Elisabeth Webers *lectio difficilior* von Emmanuel Lévinas' *Autrement qu'être ou au-delà de l'essence* unterstellt sich einem zweifachen, ja paradoxen Anspruch. Einerseits nähert sie sich dem traumatischen Kern des Lévinasschen Denkens in dem Bewußtsein, daß diese Annäherung ihr Ziel nicht nur nicht erreichen, sondern daß es sich im Maße der Annäherung entziehen wird. Andererseits wird von der Lektüre wenn nicht die Enträtselung des Lévinasschen Denkens schlechthin, so doch erwartet, daß sie, mit und gegen Lévinas, «manches Rätsel entzaubert» (37). «Um das *Drama* des Unvordenklichen, und von dort her das *Drama* der Verfolgung auszumessen, muß unter Umständen... Lévinas gegen Lévinas verteidigt werden.» (173) Jenem Ereignis, welches in Emmanuel Lévinas' *Autrement* die Rede formt, färbt, aus der Fassung bringt, denkt die Autorin in einer klärenden und aufklärenden «Nachzeichnung des Unvordenklichen» (174) nach. In engster Fühlung mit dem Lévinasschen Diskurs führt dieses Nachdenken über gewisse Schranken dieses Diskurses hinaus.

Zur Einsatzstelle wird die für *Autrement* charakteristische Verkettung von «Unvordenklichkeiten»: Die Verknüpfung der dem Bewußtsein vorgängigen Leiblichkeit mit der immer unerwarteten Ankunft des anderen Menschen und mit einer Traumatisierung des Ich. Wie ist diese Verknüpfung zu lesen, wie jenes in der Begegnung mit dem anderen Menschen einbrechende, das Ich aufbrechende Andere der Verfolgung? Über einen schöpferischen-«theologischen» Hinweis hinaus gibt «*Autrement* ... keine Auskunft über das Wieso der Unvordenklichkeit des Anderen» (173). Diese Einschätzung motiviert und legitimiert, über den Deutungsrahmen bzw. das Deutungsnetz des Werks hinauszufragen. Die Antwort kristallisiert sich um das an zentraler Stelle benannte, jedoch nicht explizierte Ineinander von Leiblichkeit und Sprachlichkeit.

Werden zumal in Lévinas' frühen Schriften die «unerfahrbaren Erfahrungen» der Nähe des Todes und erotischer Nähe als erst das Ich bildende vorgeseilt – «Bildungserfahrungen» einer entwaffneten und sich entwaffnenden, einer aus allen Bindungen fallenden und erst sich öffnenden Subjektivität –, so ermöglicht dies E. Weber, eine von Lacans Theorie der Ichentwicklung inspirierte Deutung hier anzuschließen. Denn mit dem Lacanschen verfügt die Autorin über ein Modell, das ihr gestattet, die unvordenkliche Öffnung des Ich zum Anderen von einem Ort her zu denken, den die Lévinassche Topographie nicht kennt oder anerkennt. Legt Lacans Theorie der Ichkonstitution ein Drittes frei, das die Lévinassche Lageskizze – Herrschaft des Selben bzw. des Seins und Bewußtseins hier, «ethische» Unterwerfung des Ich in Obsession und Verfolgung da – auszuschließen scheint, so vermöchte eine mit dem Schlüssel der Lacanschen Psychoanalyse versehene Lektüre doch, in Lévinas' Text «Symptome» dieser anderen Ichkonstitution, dieser anderen Unvordenklichkeit zu entdecken. In solcher Entzifferung wandelt sich die *Autrement* prägende unvordenkliche «Verwundbarkeit der Leiblichkeit» (185) zur «Metapher für den Eintritt in die Sprache und die daraus folgende radikale Heteronomie, die... im Menschen aufklafft»⁴ (185). Daß das Lévinassche Subjekt, bevor es initiativ werden kann, immer schon die traumatisierende Initiative des anderen erleidet, läßt sich übersetzen in «Lacansche(n) Termini: das Subjekt steht unter dem Gesetz des Anderen, das das Gesetz der Sprache ist, des *Daß* der Sprache, und jene Hetero-

nomie kann nicht «zugedeckt werden», weil das Subjekt *vom Ort des Anderen her* spricht, von dem seine Rede und sein Begehren legitimierenden Ort her, diesen Ort aber nicht *mit* sprechen kann, weil es zum *Daß* des Sprechens keine Metasprache gibt.» (185) Die *signifikante* Unvordenklichkeit wäre die der sexuellen Differenz, da sie das Ich zur Anerkennung der eigenen Nicht-Totalität und Endlichkeit, zu Begehren und Sprechen führt.

Von diesem Topos her kann eine Kritik des totalen und totalitären Herrschaftssubjekts geleistet und der Kritik des Subjekts zugleich die Grenze gezogen werden, die es möglich macht, sich «einer Auffassung von Subjektivität zu widersetzen, die das Subjekt in unendlicher Verwundbarkeit *beläßt* oder dem «Ideal der reinen Hingabe» unterwirft» (199). *Diese* Grenze jedoch werde in *Autrement* überschritten, wo der Text nahelegt, «daß nur ein gemartertes Subjekt vom Unendlichen Zeugnis ablegen kann» (199). Derartige Passagen provozieren die Frage, «ob damit nicht letzten Endes die Verfolgung affirmiert wird» (199).

Die Ambivalenz im Gebrauch des Begriffs der Verfolgung, dessen historischer Index in *Autrement* präsent und in der Widmung ausdrücklich gemacht ist, der zugleich das in der Nähe des Anderen immer schon unterbrochene, sprachlose, jedoch im Sagen aussprechende Ich bezeichnet, ist im letzten nicht aufzulösen. Fragwürdig werde gerade deshalb die ethische Reduktion, die Umwendung des mit den Begriffen Verfolgung, Psychose, Obsession und Trauma Bezeichneten in Modi einer unendlichen Verantwortung des Ich. Elisabeth Webers Deutung distanziert sich von Lévinas' *Autrement*, wo dieses eine Sinnggebung der Verfolgung zu versuchen und das absolute, das schuldlose Schuldigsein des Subjekts auszusagen scheint. Doch «ist solche Distanzierung... nur dem möglich, der bereits von einer unendlichen, von einer absoluten Distanz von demjenigen getrennt ist, der die Verfolgung «erfahren» und «überlebt» hat» (202).

Aspekte einer konstellativen Lektüre

Elisabeth Webers *Verfolgung und Trauma. Zu Emmanuel Lévinas' «Autrement qu'être ou au-delà de l'essence»* zeichnet eine im weiten Sinne politische Sensibilität aus, die Wurzeln im Geschichtsdenken Walter Benjamins hat, in Horkheimer/Adornos kränkender Einsicht in die *Dialektik der Aufklärung* und den schwindelerregenden «*prix du progrès*»⁵, sowie in den *Meditationen zur Metaphysik* aus Adornos *Negativer Dialektik*. Mit soviel intendierter Einseitigkeit wie hellhöriger Fügsamkeit wird *Autrement* hier politisch gelesen, nämlich als eine Philosophie, der «Auschwitz» ins Wort fällt, der dieser Einfall das Wort führt und entföhrt. Heterogene – psychoanalytische, politisch-historische, philosophische – Reflexionen, Zeugnisse und Studien, aber auch kurze literarische Texte tragen zu der Einsicht bei, daß es die uralte Wut auf die Differenz ist, der in der nationalsozialistischen Judenverfolgung virulent wurde, *undenkbar, unvorstellbar*.

Ihre hervorragende Vertrautheit mit (ihrerseits mit Lacanschen Theoremen fermentierter) zeitgenössischer französischer Philosophie weiß die Autorin für ihre vielstimmige, vibrierende, bedrängend dichte «konstellative» Lektüre von *Autrement* fruchtbar zu machen. Steht dabei Lacans psychoanalytische Theorie ausdrücklich im Vordergrund, so baut als erster philosophischer Gesprächspartner Jacques Derrida die entscheidenden Brücken. Wichtige Stichworte einer politischen Philosophie geben Jean-François Lyotard und Philippe Lacoue-Labarthe. Wegen seiner großen Nähe zum Weg und Denkweg Emmanuel Lévinas' und als frühem Leser der die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung nennenden Widmung von *Autrement*, die für Elisabeth Webers eigene

⁴ J. Lacan, Schriften II. Ausgewählt und hrsg. von N. Haas. Olten 1975, S. 50.

⁵ Vgl. M. Horkheimer und Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M. (1971) 1982, S. 205 f.; Weber, S. 229 f..

Sicht auf das Werk wegweisend wurde, kommt Maurice Blanchot besondere Bedeutung zu.

Für mich bilden die Schriftanalysen das Herzstück der Arbeit. Von Elisabeth Webers detektivischer «wörtlicher» oder «materialistischer» Lektüre, von ihrer akribischen, beweglichen und inspirierten Aufmerksamkeit wie vor einem hochartifiziiell literarischen, wie vor einem heiligen, wie vor einem verdächtigen, nicht ganz geheuren Text, läßt sich lernen, was Lévinas' *Autrement* im Innersten zusammenhält und warum dieses Innerste den Text aufbricht, warum es nicht gesagt werden kann, sondern an die Peripherien, die Ränder verschleppt werden muß.

Daß solche Einsicht möglich wird, scheint mir nicht zu trennen von E. Webers Unterfangen, psychoanalytische Einsichten für die Lektüre Lévinas' fruchtbar zu machen. Jene *Hermeneutik des Verdachts*, die Konzentration auf die «lapsus» der Sprache, auf «beiseite» Gesprochenes, den befremdlichen Einfall, schärft und befreit den Blick des Lesers für das Irisierende und Irritierende des Textes. Einer glättenden und verharmlosend *einsinnigen* Rezeption entzieht sie den vermeintlich sicheren Boden.

Fragen

Der Fragehorizont meiner hier nur anzureißenden Fragen an Elisabeth Webers Lektüre läßt sich mit zwei Sätzen so bezeichnen:

Nur indem Elisabeth Webers Lesart – in engster Fühlung mit der Textur von *Autrement* – über bestimmte Akzente und Verdikte des Werks hinausfragt, kommt sie ihm unerhört nah. Nur weil ihre Lektüre eine unerhörte und bedrängende Nähe zu Lévinas' Werk gelingt, gelangt sie in eine Situation, in der sie sich gegen *Autrement* zur Wehr setzen muß.

► Mein erstes Fragezeichen steht da, wo Elisabeth Webers Interpretation zu verstehen gibt, Lévinas vermeide oder verdränge Einsichten der Psychoanalyse, so daß es gleichsam zur Symptombildung im Text komme. Zweifellos kommt es in einem bestimmten Sinn zur Symptombildung im Text, zum Einbruch eines ausgesperrten Realen in die Selbstbehauptung der philosophischen Rede; und diese so subtile wie substantielle Entdeckung Elisabeth Webers scheint mir aller Aufmerksamkeit wert zu sein.

Doch läßt der Sachverhalt, daß Termini eines «pathologischen» Vokabulars und Elemente einer Sprache erotischer Liebe nur als Zäsuren oder Marginalien, als Noten und Nachträge, als «lapsus», als Sprünge oder Webfehler im Text wahrzunehmen sind, die Partitur von *Autrement* sie nicht aber offen als tragende Stimme ausweist, nicht einen anderen als den Schluß auf Abwehr bzw. Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten zu?

Die Beobachtung einer Lévinasschen Abwehr oder Vermeidung der Psychoanalyse möchte ich jedenfalls um die Vermutung variieren, Lévinas nehme die ethische Verwechslung deshalb bereitwilliger in Kauf, weil dieser Zwilling, diese Nähe den *Nerv seiner Sache* gar nicht *derart* zu treffen vermöchte, wie die psychoanalytische Nachbarschaft. Wehrt *Autrement* die Psychoanalyse nicht deshalb ab, weil das Werk selbst und *auf ganz eigene Art* von einem anarchischen Unbewußten, von einer anarchischen Anziehungs-, Ablenkungs-, Formationskraft lebt bzw. damit arbeitet? Abwehr, weil in *Autrement* Motive dieses *Enormen* immer schon mit dem *Enormen* biblischer, messianischer, mystischer, materialistischer Motive nicht abgewehrt oder domestiziert, sondern zu einem so hochempfindlichen, so sperrigen, so vital wichtigen Nervenknotten verschlungen sich finden, daß gerade der nicht anders abgewickelt und ausgesendet werden darf?

Elisabeth Webers Pilotprojekt *Lévinas mit Lacan* erschließt und erprobt einerseits die Tragfähigkeit einer strukturellen Entsprechung zwischen der *Faktur* (dem Defekt) des Werks

und *hermeneutischen* Implikaten der Psychoanalyse. Dieser Korrespondenz verdankt sich die Triftigkeit und Fruchtbarkeit der Stiluntersuchungen nicht zum geringsten Teil; innovative und irreversible Einsichten in den spezifisch Lévinasschen und schließlich Impulse zur Transformation des philosophischen Diskurses werden so freigesetzt. Das Projekt offenbart andererseits die heuristische Kraft einer *material* psychoanalytischen Deutung, welche Verzwirnungen des Lévinasschen Textfadens, Verwirrendes und Widerständiges nicht überdeckt, sondern «dekonstruierend» oder «rekonstruierend» verborgene Grundmuster freilegt.

Dennoch bleiben für mich entscheidende Fragen. Kann der – sensible, konsistente – psychoanalytisch unterrichtete Versuch gelingen, und *was könnte «gelingen» hier bedeuten*; zentrale Stränge von Lévinas' *Autrement* aus ihrer «messianisch-materialistischen» Verwicklung zu lösen? Kann man den *in Autrement*, den zu *Autrement* geschürzten, den vertrackten, den störenden, schmerzenden, vielleicht unerträglichen Knoten lösen, ohne aufzulösen, als was gerade Elisabeth Weber *Autrement* liest und lesen lehrt, *Autrement* als Philosophie «nach Auschwitz»?

► Eine zweite Frage hat hier ihren Ort. Elisabeth Webers Studie führt den Leser in die Nähe der «Andersheit der Leiblichkeit», infiziert ihn mit jener «Unruhe, die macht, daß leiblich sein in der Fremde sein heißt» (12). In einer Vielfalt von Stimmen und Facetten wird diese nicht zu naturalisierende Fremde zur Sprache und zum Vorschein gebracht. Gerade dieser einzigartige Akzent der Arbeit aber macht auch die Frage möglich, ob die Lacansche *der Lévinasschen «Subjekt-konstitution» gegenüber nicht eigentümlich arkadisch* bleibe? Es kann nicht darum gehen, dem (Selbst-)Vorwurf des Hagiographischen (an Lévinas) rasch den Vorwurf des Arkadischen (an Lacan) zu konfrontieren. «Gabe, Sprache, Begehren sind diesseits der dialektischen Oppositionen» (209) – *sind sie es?* Entspricht dem traumatischen Anspruch «Auschwitz» – «entspricht» im Sinne der schmerzhaften Verhaftung, Verstrickung, aber auch als *gewagte* Replik, als *unvorhersehbare* Antwort, als *grund- und bodenloser* Lernschritt, der den Zirkel des Maß für Maß von Gewalt und Gegengewalt *wie* von Schuld und Sühne sprengt – nicht einzig jene Lévinassche *messianisch-materialistisch aufgerauhte, aufgebrochene Utopie der Menschwerdung*, deren Essenz sich im Äther der Lacanschen Übersetzung verflüchtigte?

► Elisabeth Webers Arbeit stellt schließlich die Bedeutung des menschlichen Sinns für den Tod, der Anerkennung des Todes heraus; der Tod wird denkbar als «der unübertreffliche und unersetzliche *Intimus* des eigenen Lebens»⁶. Die Beziehung des Ich zum Anderen als zum anderen Menschen setzt die heilsame Beziehung zum «anderen Anderen»⁷, zum «ganz Anderen, der sein Tod ist» (200), voraus.

Die Rede vom «Sich-Halten in einem Raum, der derjenige der eigenen Sterblichkeit ist, in den kein anderer folgen kann. Nichts anderes ist «Subjektwerdung»» (202) scheint mir zumindest mißverständlich. So wenig Subjektwerdung im Sinne Lévinas' statt hat in der Intimität des Ich mit sich, so wenig ist sie «nichts anderes» als die Intimität des Ich mit dem eigenen Tod oder im Raume der eigenen, individuierenden Sterblichkeit; auch dann nicht, wenn diese Intimität als Bedingung der Möglichkeit der Öffnung des Ich für die Begegnung mit dem Anderen begriffen wird. Der Topos des Sinns für den eigenen Tod oder der Anerkennung der eigenen Sterblichkeit⁸ scheint mir nur mit größter Umsicht als Schlüssel zum Denken Lévinas' gebraucht werden zu können.

⁶ R. Marten, *Der menschliche Tod. Eine philosophische Revision*. Paderborn-München-Wien-Zürich 1987, S. 10; Weber, S. 200.

⁷ R. Marten, a.a.O., S. 78; Weber, S. 196.

⁸ Ein kurzer Aufsatz, der kontrapunktierend aufschlußreich sein könnte: E. Lévinas, *Sur la mort dans la pensée de Ernst Bloch*, in: Ders., *De Dieu qui vient à l'idée*. Vrin, Paris 1986, S. 62–76.

Von einer «Dialektik» von Trauma und Trauer ist in Elisabeth Webers kaum auszuschöpfender Studie nicht nur die Rede. Sie wird dort ausgetragen. Den unschlichtbaren Widerstreit von Trauma und Trauer schlichtet das Buch, mit und gegen Lévi-

nas' *Autrement*, zugunsten der Trauer(arbeit) und des Lebens. Mut, der empfindlich und Empfindlichkeit, die Mut macht: Vielleicht bezeugt Elisabeth Webers notwendiges Lévi-nas-buch auch diese Verschränkung. *Susanne Sandherr, Bonn*

Die Kurden – allein gegen alle (II)

Neuere Entwicklungen in Irak, Iran, Syrien und der Sowjetunion

Wie bereits im ersten Teil ausgeführt wurde, war die Frage der Gründung eines kurdischen Staates kein Thema für die Teilnehmer der Lausanner Konferenz von 1923. Anders stand es jedoch um die inskünftige Zugehörigkeit von Mosul. Während die türkische Delegation geltend machte, dieses Gebiet habe ursprünglich zum Osmanischen Reich gehört, vertrat die britische Delegation die Meinung, die Bevölkerung von Mosul habe sich frei entschieden, mit den Irakern zusammenzuleben. Grund für dieses Tauziehen war nicht etwa das Interesse für die Kurden, sondern die in diesem Gebiet vorhandenen Bodenschätze. Da keine Einigung erzielt werden konnte, wurde schließlich der Entscheid gefaßt, die Frage dem Völkerbund vorzulegen, welcher im Jahre 1925 die Gegend von Mosul dem unter britischem Mandat stehenden Irak zusprach.

Im Jahre 1926 verabschiedete Bagdad ein Gesetz, nach dem die Kurden das Recht auf kurdische Grundschulen erhielten. Doch bereits 1930, mit dem Ende des britischen Mandats, wurden alle kurdischen Lehrer durch arabische ersetzt.

Die bereits im Jahre 1919 begonnenen Aufstände der irakischen Kurdenstämme fanden bis zum Zweiten Weltkrieg kein Ende. Zu besonders blutigen Auseinandersetzungen kam es nach der Unabhängigkeit Iraks. Die irakische Regierung sah sich sogar verschiedentlich gezwungen, an die Hilfe der Briten zu appellieren, um den Unabhängigkeitsbestrebungen der Kurden ein Ende zu setzen.

In den Jahren 1943 bis 1945 leitete Mustafa Barzani einen landesweiten Aufstand, welcher nach einigen spektakulären Siegen der Kurden wiederum nur durch die Intervention der Briten niedergeschlagen werden konnte und mit der Flucht von Barzani in den Iran und später in die Sowjetunion endete. Im Gefolge dieser Niederlage zogen sich die kurdischen Führer in den Untergrund zurück und gründeten im Jahre 1946 die Demokratische Partei Kurdistan (DPK), eine fortan nicht unwichtige Gruppierung.

Die nächsten Jahre sollten durch eine stark entwickelte literarische Tätigkeit gekennzeichnet sein, denn im Gegensatz zur Türkei waren kurdische Druck-Erzeugnisse im Irak nicht verboten. Die Stadt Süleymaniya wurde zu einem Kulturzentrum und damit zum Zentrum des kurdischen Nationalismus.

Der Fall der irakischen Monarchie vom Jahre 1958 erlaubte Barzani, inzwischen Präsident der DPK, nach Bagdad zurückzukehren, da die neue Verfassung die Garantie der nationalen Rechte der Kurden vorsah. Sehr schnell sollte er sich jedoch mit den irakischen Republikanern überwerfen, und die sechziger Jahre waren durch eine Serie von kurdisch-irakischen Kriegen und alternierenden Friedensgesprächen gekennzeichnet.

Die wachsende Annäherung des Irak an die arabische Welt stand im Gegensatz zu den kurdischen Interessen, was schließlich zu immer größeren Spannungen mit der Zentralregierung führte. Die zugleich wachsende Repression gegenüber gewissen Mitgliedern der DPK brachte das Faß zum Überlaufen und führte zu einem nationalen Aufstand der Kurden.

Die Zentralregierung versuchte mit allen Mitteln, der Lage Herr zu werden, und wählte dafür den Weg einer verheerenden Repression. Dennoch behielten die Kurden die Herrschaft über weite Gebiete Kurdistan. Die Überlegenheit der Kurden führte 1966 zur Anerkennung der nationalen Rechte der Kurden und ihrer Sprache als offizielle Sprache.

Mit der Übernahme der Macht durch die Baath-Partei im Jahre 1968 kam es zu erneuten Auseinandersetzungen zwischen den Kurden und der Zentralmacht. Die weiterhin an-

dauernde Überlegenheit der Kurden führte schließlich im Jahre 1970 zu einem Treffen zwischen Saddam Hussein, damals Vizepräsident des Revolutionsrates, und Mustafa Barzani.

Abkommen zwischen irakischer Regierung und Kurden

Als Folge dieser Gespräche wurde ein Abkommen getroffen, welches das Prinzip des Zweivölkerstaates verankerte und die sprachlichen und kulturellen Rechte der Kurden anerkannte. Die Kurden sollten fortan mit fünf Ministern in der Zentralregierung vertreten sein.

Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Zugehörigkeit der Region von Mosul zum autonomen Gebiet, der Aufteilung der Erdöleinnahmen, des Ausmaßes der Kompetenzen der lokalen Behörden sowie die Arabisierung zahlreicher kurdischer Dörfer und damit zusammenhängende Deportation ihrer Bewohner in den Süden führten zum Scheitern dieses Abkommens.

Dies führte dazu, daß die Baath-Regierung schließlich im Jahre 1974 eine einseitige Autonomieerklärung für die Kurden abgab, welche jedoch die Mehrheit der Kurden nicht befriedigte, da das den Kurden zugeteilte Gebiet lediglich 60% des von ihnen geforderten Gebietes umfaßte. Mit der Unterstützung des Schahs von Iran ließ sich Barzani in der Folge auf einen weiteren Krieg gegen die Zentralregierung ein.

Nach der Unterzeichnung eines Abkommens zwischen dem Iran und dem Irak im Jahre 1975, im Zusammenhang mit dem seit 1959 dauernden Grenzkonflikt am Schatt-el-Arab, wurde der kurdischen Opposition jedoch jegliche finanzielle Hilfe entzogen, was zu ihrem totalen Zusammenbruch führte. 70% der Peschmegas, der kurdischen Freiheitskämpfer, sollen sich damals ergeben haben.

Mit dem Verschwinden des legendären und charismatischen Führers des kurdischen Widerstands, Mustafa Barzani, kam es zu einer Aufsplitterung der DPK in verschiedene Fraktionen. Die durch Barzani hinterlassene Lücke konnte weder durch seine Söhne noch durch andere kurdische Führer wie Jalal Talabani, Vorsteher der 1975 gegründeten Patriotischen Union von Kurdistan (PUK), gefüllt werden, was zu einer starken Schwächung des kurdischen Widerstands im Irak führte.

Bagdad verstand es gut, die internen Meinungsverschiedenheiten der Kurden für die eigenen Ziele zu nutzen, indem immer wieder gewisse Exponenten bevorzugt behandelt wurden.

Mit dem Ausbruch des irakisch-iranischen Krieges 1980 bekam die kurdische Opposition im Irak neuen Aufwind. Der Iran drang verschiedentlich in kurdisches Gebiet ein, mit dem Ziel, den Peschmegas den Weg zu ebnen. Um nicht an zwei Fronten kämpfen zu müssen, suchte die irakische Zentralregierung eine Lösung mit Jalal Talabani. Während die Verhandlungen im Dezember 1983 begannen, führte Talabani seinen Kampf auf der Seite des Iran weiter.

Erst im Laufe der Verhandlungen ließ er sich auf einen Waffenstillstand ein, um seinen Forderungen nach Befreiung von 49 kurdischen politischen Gefangenen, der Rückkehr von 8000 in den Süden des Irak deportierten kurdischen Familien und dem Einschluß des Erdölgebietes Kirkuk in das autonome Gebiet Kurdistan mehr Gewicht zu verleihen. Doch die Ver-

handlungen waren nicht erfolgreich, und nach einem Waffenstillstand von 14 Monaten nahmen die Kriegshandlungen wiederum ihren vollen Lauf.

Die Stunde der Abrechnung im Irak

Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes zwischen dem Iran und dem Irak am 20. August 1988 kam es zur Stunde der Abrechnung. Die Kurden blickten diesem Moment nicht umsonst angstvoll entgegen. Von ihren Partnern fallengelassen, mußten sich die irakischen Peschmergas gegen eine Armee schlagen, welche ihnen nach acht Jahren Kriegserfahrung stark überlegen war. Ziel der Offensive Bagdads war, diejenigen Gebiete Kurdistans zurückzuerobern, welche die Peschmergas mit Hilfe der Iraner an sich gerissen hatten.

Die Bilder der damaligen Offensive sind ein Zeugnis der ungeheuren Grausamkeit des irakischen Militärs und sind bestimmt noch vielen Menschen gegenwärtig. Die damaligen Gasangriffe haben mehrere tausend zivile Opfer gefordert und einen gewaltigen Flüchtlingsstrom hervorgerufen.

Niemand konnte sich jedoch damals vorstellen, daß sich das kurdische Volk des Irak nur etwas mehr als zwei Jahre später in einer noch viel unvorstellbareren Situation befinden sollte. Auch diesmal befinden wir uns am Ende eines Krieges, auch diesmal haben sich die Kurden gegen die Zentralregierung verbündet, und einmal mehr haben sie mit dem Eingehen von unheiligen Allianzen ihr Ziel nicht erreicht.

Diesmal ist es jedoch nicht die militärische Überlegenheit der

kurdischen Peschmergas, welche die Zentralregierung an den Verhandlungstisch zwingt, sondern zum ersten Mal der internationale Druck. Im Rampenlicht der Weltöffentlichkeit finden in diesen Tagen Verhandlungen zwischen Talabani, Mas-sud Barzani und einigen anderen Exponenten des kurdischen Widerstands und der Zentralregierung statt, welche einmal mehr den Autonomiestatus der irakischen Kurden zum Inhalt haben.

Der lange Kampf der Kurden im Iran

Auch im Iran verzeichnen wir einen jahrzehntelangen Kampf der Kurden um Autonomie – ein Traum, welcher im Jahre 1946 während einer Zeit von elf Monaten verwirklicht werden konnte.

Angeregt durch die Initiative der Provinz Aserbaidschan, welche, gestärkt durch die Unterstützung der Sowjetunion, am 12. Dezember 1945 eine Autonomieerklärung abgegeben hatte, gaben die Kurden am 22. Januar 1946 die Gründung einer Kurdischen Republik bekannt, der Republik von Mahabad. Bereits wenige Monate nach dem Rückzug der sowjetischen Armee drang die iranische Armee jedoch in Aserbaidschan und Mahabad ein und setzte diesen Autonomiebestrebungen ein blutiges Ende.

Trotz der Kürze des Experiments war dieses einzigartig in seiner Form: Zum ersten Mal gab es eine kurdische Republik mit ihrem Präsidenten, wurden Gesetzestexte, das Amtsblatt, sämtliche Schulbücher und die gesamten Presseerzeugnisse auf kurdisch abgefaßt und kurdische Beamte durch kurdische Politiker eingesetzt. Die Frau hatte zudem in dieser Republik eine Sonderstellung. Kurzum, die Republik von Mahabad hatte alle Charakteristiken einer echten Republik.

Diese Initiative war eine Reaktion auf die repressive Politik des Schahs, welcher im Jahre 1925 das Tragen von traditionellen Gewändern und die kurdische Sprache untersagte und die kurdischen Stämme in ihren wirtschaftlichen Rechten stark eingeschränkt hatte, indem er unter anderem deren Stammesbesitz enteignete.

In den folgenden Jahrzehnten hat der Iran den Kurden gegenüber weiterhin eine höchst repressive Politik verfolgt. Diese lag auf der Linie der Bestrebungen, die ethnischen Minderheiten des iranischen Staatsgebietes in Schach zu halten und deren eventuellen Autonomiebestrebungen frühzeitig ein Ende zu setzen.

Die iranische Revolution stellte demnach eine neue Hoffnung für diese Minderheiten dar, welche bei dieser Gelegenheit versuchten, ihre politischen und kulturellen Rechte durchzusetzen. Doch bereits kurze Zeit nach der Proklamation der islamischen Republik sollte sich eine große Ernüchterung unter den Kurden einstellen. Bereits im Sommer des Jahres 1979 kündigte Khomeiny den Heiligen Krieg gegen die atheistischen Gruppierungen in Kurdistan an, was die kurdischen Kämpfer dazu führte, die Städte zu verlassen und im Untergrund weiterzukämpfen.

Ein Vorschlag Teherans vom Dezember 1979 über den Status der nationalen Minderheiten vermochte die kurdische Opposition nicht zu befriedigen, da dieser in zahlreichen Punkten viel zu wenig weit ging. So sollten die regionalen Verantwortlichen nach wie vor von Teheran aus eingesetzt werden und der Schulunterricht weiterhin vorwiegend auf persisch stattfinden. Die aufständischen Kurden wurden in der Folge als Separatisten und Kollaborateure des Auslandes qualifiziert und von der Zentralregierung bekämpft. Seit Jahren werden nun die großen Städte Kurdistans und die Hauptverbindungsstraßen von der Armee kontrolliert, während die Autonomisten zahlreiche Dörfer beherrschen und eine ganze Infrastruktur aufgebaut haben. Die Ausdehnung dieser autonomen Zonen ändert sich immer wieder, und ihre Existenz ist und bleibt prekär.

Das Auf und Ab in Syrien

Während des französischen Mandats (1920–1941) hatten die Kurden in Syrien keine weiteren Probleme, und die kurdische Kultur konnte sich in dieser Zeit problemlos entfalten. Das

Die Kurden – einige Stichworte (II)

Im Irak

4 Millionen (etwa 25% der Gesamtbevölkerung)¹ Ursprüngliches Siedlungsgebiet im Nordosten des Irak (4 Provinzen und einige Bezirke von weiteren 4 Provinzen)

Religion: vorwiegend Muslime sunnitischer Zugehörigkeit, z. T. schiitischer Zugehörigkeit.

Haupteinkunftsquellen: Landwirtschaft (rund 55%) und Handel, Erdölindustrie.

Kurdische Sprache erlaubt und z. T. offizielle Sprache.

Im Iran

7 Millionen (etwa 15% der Gesamtbevölkerung). Ursprüngliches Siedlungsgebiet im Westiran (3 Provinzen). Verhältnismäßig hoher Analphabetismus.

Religion: vorwiegend Muslime sunnitischer Zugehörigkeit (75%), z. T. schiitischer Zugehörigkeit (25%).

Haupteinkunftsquellen: Landwirtschaft (rund 60%) und Handel, Industrie und Bau (rund 10%), Dienstleistungssektor (rund 25%); Anteil landloser Bauern: ca. 25%.

Schlechte Gesundheitsversorgung und hohe Kindersterblichkeit. Kurdische Sprache verboten.

In Syrien

1 Million (etwa 9% der Gesamtbevölkerung). Ursprüngliches Siedlungsgebiet: Nordsyrien. Religion: vorwiegend Muslime und ein kleiner Anteil von Jeziden.

Haupteinkunftsquellen: Landwirtschaft (hoher Anteil) und Kleinhandel (20%).

Kurdische Sprache toleriert.

In der Sowjetunion

400 000. Ursprüngliches Siedlungsgebiet: Süden der Sowjetunion (in Armenien, Georgien, Aserbaidschan, Turkmenien).

Religion: Muslime und Jeziden.

Haupteinkunftsquellen: in allen wirtschaftlichen Bereichen integriert und gut ausgebildet.

Kurdische Sprache als Unterrichtssprache in Hauptregionen.

¹ Die Zahlenangaben gehen z. T. sehr weit auseinander. Besonders die staatlichen Stellen geben oft viel niedrigere Zahlen an.

Einvernehmen zwischen der arabischen und der kurdischen Bevölkerung war gut.

Nach der Unabhängigkeit Syriens im Jahre 1946 sollte sich die Situation der Kurden jedoch schnell verschlechtern. Die damalige nationalistische Regierung gestand den Kurden zwar keinerlei Rechte als nationale Minderheit ein, griff jedoch auch nicht zu Repressionsmethoden.

Unter der Militärregierung, durch die Baath-Partei unterstützt, wurde 1958 ein Unionsvertrag mit Ägypten unterzeichnet. Im Gefolge dieses Vertrags begann eine schwere Repressionswelle gegenüber den kurdischen Intellektuellen. Der Besitz von kurdischen Büchern und Zeitschriften wurde als illegal erklärt, zahlreiche kurdische Beamte versetzt und die kurdischen Offiziere beurlaubt.

Doch diese Maßnahmen bildeten nur das Vorspiel einer noch bedeutend intensiveren Repression. Nach der Trennung von Ägypten im Jahre 1961 wurden die syrischen Kurden verdächtigt, die gleichen anti-arabischen Ziele wie die irakischen Kurden zu verfolgen. Unter dem Vorwand, ein großer Teil der syrischen Kurden seien keine eigentlichen syrischen Staatsangehörigen, sondern aus der Türkei zugewandert, wurde im Jahre 1962 ungefähr 120 000 Kurden die syrische Staatsbürgerschaft aberkannt. Gleichzeitig beschloß die Regierung, sämtliche im türkisch-syrischen Grenzgebiet ansässigen Kurden in andere, nicht von Kurden bewohnte Gebiete Syriens umzusiedeln und im Grenzgebiet Araber anzusiedeln.

Mit der Machtübernahme durch die Baath-Partei im Jahre 1963 wurde diese Politik weiter vorangetrieben. Die neue Regierung ging sogar so weit, daß sie den Kurden jegliche Existenz absprach. Diese Politik der Repression, der Umsiedlung und der Assimilation wurde bis ins Jahr 1976 weitergeführt. Dabei wurden die Kurden nach und nach zu einem völlig entrechteten Volk.

Im Jahre 1976 erklärte Präsident Assad, daß er diese Umsiedlungspolitik nicht mehr vorantreiben wolle. Seither hat sich die Situation der syrischen Kurden leicht verbessert. Sie genießen zwar keine spezifischen Rechte, werden jedoch solange in Ruhe gelassen, als sie nicht der Opposition zuzurechnen sind. Der Besitz von kurdischen Publikationen wird außerdem nicht mehr bestraft. Diejenigen Kurden jedoch, die 1962 ausgebürgert worden sind, leben weiterhin als Fremde in ihrem eigenen Land.

Die Kurden in der Sowjetunion

Bei den in der Sowjetunion lebenden Kurden handelt es sich um Nomadenstämme, welche sich im Laufe des 18. Jahrhunderts in Armenien und später auch in Georgien und Aserbaidschan angesiedelt haben. Dieser Einwanderungsstrom dauerte bis ins zwanzigste Jahrhundert an. Der Bolschewismus führte jedoch zu einer starken Fluchtbewegung unter den Kurden, welche bis in die zwanziger Jahre andauerte.

Die weiter in der Sowjetunion verbliebenen Kurden gehören heute eher zu den privilegierten Bevölkerungsschichten und genießen eine weitgehende kulturelle Autonomie innerhalb von Armenien und Georgien. Das kulturelle Schaffen der Kurden wird im Rahmen der Nationalitätenpolitik gefördert, und wir finden in der Sowjetunion auch Lehrstühle für Kurdologie.

Allerdings gibt es auch Gruppen von Kurden, die in ihren Rechten eingeschränkt sind: Jene nämlich, die in Turkmenien und Aserbaidschan leben, verfügen nicht über dieselben kulturellen Rechte wie die Kurden in Armenien und Georgien.

Schlußbemerkungen

Aus der obigen Darstellung der Situation der Kurden in den verschiedenen Siedlungsgebieten geht hervor, daß diese als Minderheit, außer in der Sowjetunion, in den übrigen vier Ländern immer wieder Opfer von schweren Menschenrechts-

verletzungen geworden sind und daß ihnen ihre Identität, je nach Zeitpunkt und Land, in unterschiedlichem Ausmaß verweigert worden ist und wird. Dazu kommt, daß den Kurden in keinem Moment das Recht auf Selbstbestimmung eingeräumt wurde.

Wir haben gesehen, daß der Grundstein für diese Situation insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelegt worden ist. Damals nämlich wurde über das Los dieses 20-Millionen-Volkes entschieden, wobei den wirtschaftlichen und strategischen Interessen der damaligen europäischen Großmächte Frankreich und England, jedoch nicht jenen der Kurden, Rechnung getragen wurde.

Die Kurden selbst konnten sich aufgrund ihrer Unfähigkeit, ihren Stammesfehden ein Ende zu setzen, im Vorfeld dieser wichtigen Ereignisse nicht durchsetzen und tragen damit auch einen Teil der Verantwortung für den jahrzehntelangen Leidensweg des kurdischen Volkes.

Im Gefolge der Gründung der modernen Staaten in ihrem Siedlungsgebiet erschien die kurdische Minderheit als eine große Gefahr für die Einheit dieser jungen Nationalstaaten, was zu einer erbarmungslosen Unterdrückungskampagne gegen die Kurden führte.

Die Hoffnung auf eine Lösung ihrer Situation sowie ihre strategische Position führten dazu, daß sie bei den zahlreichen zwischenstaatlichen Konflikten der Region immer wieder geschickt als Störfaktor eingesetzt wurden. Dabei ließen sie sich durch vage Zusicherungen und Versprechen blenden und haben dabei nicht erkannt, daß sie dadurch erheblich an Schlagkraft einbüßten und sich noch größerer Repression aussetzten. So können wir feststellen, daß bis heute jeder regionale Konflikt, auf welchen sich die Kurden auf Versprechen der Zentralgewalt des Gegners eingelassen haben, mit einem abrupten Fallenlassen durch diese und einer verheerenden Repressionswelle seitens der eigenen Zentralmacht endete.

Ein weiterer Faktor für die Aussichtslosigkeit der Lage der Kurden ist jedoch auch, daß diese bis heute nicht in der Lage waren, ihre internen politischen Machtkämpfe zu beseitigen und über ideologische Differenzen hinaus nach einer gemeinsamen Lösung für ihre Situation zu suchen.

So stehen wir denn heute vor einem Scherbenhaufen der Politik der westlichen Großmächte, verbunden mit der Unfähigkeit der betroffenen jungen Nationalstaaten, die Entwicklung ihrer nationalen Identität mit der Präsenz einer ethnischen Minderheit mit einer eigenen kulturellen Identität und deren Autonomiebestrebungen zu verbinden.

Es stellt sich nun die Frage, inwiefern die heutige Situation eine Gelegenheit für einen neuen Lösungsansatz für die Situation der Kurden bildet und ob das Interesse der internationalen Gemeinschaft an einer Lösung der Kurdenfrage nicht ein-

WIR TRAUERN UM WALTER DIRKS

Er war eines unserer ersten Mitglieder. Mit ihm haben wir einen großen Anreger und Freund des Friedens verloren. Als Sekretär des Friedensbundes der Deutschen Katholiken in der Weimarer Republik öffnete er den Blick für die Aufgaben politischer Friedensarbeit. Er war es auch, der 1966 die «Freunde von Pax Christi» zusammenrief, aus denen der Bensberger Kreis entstand und die 1968 das so wirkungsvolle «Memorandum zu den polnisch-deutschen Fragen» herausbrachten. In Verehrung und Dankbarkeit.

PAX CHRISTI

Internationale katholische Friedensbewegung

Bistumstelle Freiburg

Deutsche Sektion

fach an das heutige Flüchtlingsdrama gebunden ist und relativ kurzlebig sein wird. Seitens der Kurden lautet der Tenor auf die Forderung nach einer kulturellen und politischen Autonomie im Rahmen der jeweiligen Staaten, selbst wenn es gewisse Exponenten gibt, welche keinen Hehl aus ihrer Hoffnung auf einen inkünftigen einheitlichen kurdischen Staat machen.

Sicher ist, daß die regionalen Nationalstaaten zum Umdenken angehalten werden müssen und daß der internationalen Gemeinschaft diesbezüglich auch langfristig eine äußerst wichtige Rolle zukommt. Der Traum vom arabischen und vom türkischen Einheitsstaat muß ein für allemal aufgegeben werden. Was die westlichen Großmächte betrifft, wird es nicht damit getan sein, die heutigen Wunden zu verbinden, denn bereits morgen können wir vor der Notwendigkeit stehen, noch tiefere Wunden zu behandeln.

Denise Graf, Neuchâtel

Ausgewählte Literatur: B. Ammann, Bibliographie zum Thema Kurden und Kurdistan. Bestand der Bibliotheken in Berlin (West). Berlin/West 1988; W. Behn, The Kurds in Iran. A Selected and Annotated Bibliography. London 1977; W. Poppenburg, Bücher über die Kurden und Kurdistan. Bonn 1987; Th. Bois, Kurdes et Kurdistan, in: Encyclopédie de l'Islam. Nouvelle Edition. Volume V (1986), S. 441-489; G. Chaliand, Hrsg., Kurdistan und die Kurden. Band 1, 2. überarb. Auflage, Göttingen 1988; I. Ch. Vanly, Hrsg., Kurdistan und die Kurden. Band 2 und 3, Göttingen 1986 und 1988; U. Steinbach u. R. Robert, Hrsg., Der Nahe und Mittlere Osten: Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Geschichte, Kultur. Band 1: Grundlagen, Strukturen und Problemfelder. Opladen 1988; Band 2: Länderanalysen. Opladen 1988; M. M. van Bruinessen, Agha, Scheich und Staat. Politik und Gesellschaft Kurdistans. Berlin 1989; C. J. Edmonds, Kurds, Turks and Arabs. Politics, Travel and Research in North-Eastern Iraq 1919-1925. London 1957; E. Franz, Minderheiten in Iran. Dokumentation zur Ethnographie und Politik. Hamburg 1981; E. Franz, Kurden und Kurdentum: Zeitgeschichte eines Volkes und seiner Nationalbewegung. Hamburg 1986; M. M. Gunter, The Kurds in Turkey: A Political Dilemma. Westview Press, Boulder/Col. 1990; H. Hauser, Die Kurden. Stiefsöhne Allahs. Erw. Aufl. Frankfurt 1990; F. Hennebichler, Die für die Freiheit sterben. Geschichte des kurdischen Volkes. Wien 1988; F. Ibrahim, Die kurdische Nationalbewegung im Irak. Eine Fallstudie zur Problematik ethnischer Konflikte in der Dritten Welt. Berlin 1983; S. Kaya, Diyarbakir. Erfahrungen in einem türkischen Kerker. Bremen 1984; H. Mejer, Die Politik und das Öl im Nahen Osten. I. Band: Der Kampf der Mächte und Konzerne vor dem

Zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1980; II. Band: Die Teilung der Welt 1938-1950. Stuttgart 1991; B. Nikitine, Les Kurdes. Etude sociologique et historique. Paris 1956; R. W. Olson, The Emergence of Kurdish nationalism and the Sheikh Said Rebellion 1880-1925. University of Texas Press, Austin/Tex. 1989; H. Reichmann, Der kurdische Knoten. Völkermord im Schatten des Golfkrieges. Wien 1988; J. Roth, u. a., Geographie der Unterdrückten. Die Kurden. Reinbek 1978.

(Red.)

Elegie auf die Zukunft

In dem mit Sorgfalt zusammengestellten Textbuch¹ lesend, kommen sie mir entgegen, «the innumerable things», die Gertrud Wilker (1924-1984) versucht, schreibend zusammenzuhalten wie Virginia Woolf, die Wesensverwandte. «Schwierig, aus Teilchen zu lernen wie das Ganze aussehen könnte», schreibt die Wilker in ihrem Text: *Virginia kann gehen*. Es gilt für die beiden Schriftstellerinnen, gegen eine atomisierte, mörderische Umwelt Wörter setzen, denn «das Leben schlüpft aus der Sprache».

Mit Bedacht und Einfühlung haben *Beatrice Eichmann-Leutenegger* und *Charles Linsmayer* aus der Fülle des Geschriebenen ausgewählt, neben Texten aus den bekannten Büchern wie *Einen Vater aus Wörtern machen* und *Collages USA* stoße ich auf mir unbekannte Lyrik und Prosa, die bis anhin nur in Privatdrucken zugänglich gewesen ist. In meinem Lieblingstext *Schlusssatz über Paula Modersohn-Becker* nähert sich die Autorin wie in anderen Momentaufnahmen des Buches *Blick auf meinesgleichen* fremdem Leben; sie hört genau hin, hebt einführend Distanz auf, kreist Wirklichkeit ein. Weibliche Optik, die weder ein- noch ausgrenzt, die ganze Fülle des Lebens miteinbezieht und nochmals an ein Wort Virginia Woolfs denken läßt: «Sie schrieb als Frau, aber als eine Frau, die vergessen hat, daß sie eine Frau ist, sodaß ihre Seiten voll sind von jener seltsamen geschlechtlichen Qualität, die nur entsteht, wenn das Geschlecht sich seiner nicht bewußt ist.»

Gertrud Wilker zeigt sich in diesem Lesebuch als unbestechliche Beobachterin, die es versteht, einen Stoff durch mehrfache Bréchung auszuleuchten, um die Innenseite der Geschehnisse bloßzulegen. Von der «innigen Verschränkung von Leben und Schreiben» spricht Beatrice Eichmann-Leutenegger in ihrem von intimen Kenntnissen getragenen biographischen Nachwort. Von hier her erhellen sich auch die Kostproben der fast unbekannt gebliebenen Lyrik. Der Blick weitet sich auf die Vorgänge im Innern einer sensiblen Zeitgenossin, die unpathetisch ihre Eindrücke wiedergibt, nüchtern registriert. Gedichte, aus dem letzten Lebensabschnitt der Autorin stammend, im Schatten von Depression und Krankheit, werden zu Wegmarken innerer Wandlung. Angesichts des Todes beweist die Sprache ihre Macht, sie wird zur Hebamme, entbindet, verhilft der Ungläubigen zur gläubigen Vision eines neuen Lebens: «Meine Toten trage ich/unter dem Herzen/lasse sie austreten/ans Licht dieser Welt/mit Hilfe der Sprache/dieser alten Hebamme./Kommt, rufe ich, meine Toten, steht auf und wandelt!»

Das zahlreiche Photomaterial nimmt den Betrachter noch einmal mit auf die Reise. Die Schriftstellerin mit Ehemann und Kindern, in Bern, in London, während eines USA-Aufenthalts, später von Krankheit gezeichnet: Stationen, Jahreszeiten eines Lebens. So rundet sich das Bild einer Frau, die eine der interessantesten und begabtesten Autorinnen unseres Jahrhunderts sein dürfte.

Eveline Hasler, St. Gallen

ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Schweideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Werner Heierle,
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1991:

Schweiz: Fr. 42.- / Studierende Fr. 30.-
Deutschland: DM 49.- / Studierende DM 34.-
Österreich: öS 370.- / Studierende öS 260.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-
stelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

¹ Gertrud Wilker, *Elegie auf die Zukunft*. Ein Lesebuch. Zusammenge-
stellt von Beatrice Eichmann-Leutenegger und Charles Linsmayer. Mit
einem Nachwort von Beatrice Eichmann-Leutenegger (Reprinted by Hu-
ber) Verlag Huber, Frauenfeld 1990, 343 Seiten, Fr. 32.-, DM 36.-